

Welchen Stellenwert hat das Studium ?

Götz Schindler

Der folgende Beitrag wurde als Referat auf dem 200. Seminar der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft für Studentinnen und Studenten, 26. bis 28. März 1993, in Würzburg gehalten. Er befaßt sich mit einigen Ursachen der Entfremdung zwischen Studierenden und Universität und diskutiert Möglichkeiten der Aktivierung der Studierenden.

Ich will mich nicht mit der **Beschreibung** der Realität "Studium nur noch Nebensache" beschäftigen. Ich werde mich vielmehr vornehmlich mit

1. einigen **Ursachen** der Entfremdung von Studierenden und Universität und
2. Möglichkeiten der **Aktivierung von Studierenden** befassen.

1 Entfremdung

Der Studienbeginn wird von Studentenforschern gemeinhin als "Krisensituation par excellence" bezeichnet. Daran ist wohl so viel richtig, daß der Studienbeginn eine Chance zu einem anderen Leben bietet, eine Art Neubeginn. Bietet das Studium diese Chance tatsächlich ?

Zum Beispiel Identität: Können Studierende an der Universität "Identität gewinnen"? Kann an der Universität Identitätsbildung stattfinden?

Identität ist "eine auf relativer Konstanz von Einstellungen und Verhaltenszielen beruhende, relativ überdauernde Einheitlichkeit in der Betrachtung seiner selbst oder anderer".¹

Identität ist immer zugleich psychisch, sozial und historisch bedingt. Dies ist auch ein Grund dafür, daß es zu Identitätskrisen kommen kann.² Identität ist also keine statische Größe, sie entwickelt sich. Sie entwickelt sich nicht "von selbst", Identitätsbildung ist Arbeit, Identität bildet sich in der Auseinandersetzung (sich "reiben"). Auseinandersetzung mit was oder wem ? Auseinandersetzung mit der Universität?

1. Die Universitäten sind sich ihres Zieles nicht sicher: Daß sie eine Bildungsaufgabe hätten, wird in den offiziellen Verlautbarungen schlankweg bestritten. Ihre Rolle in und für die Gesellschaft ist diffus. Hinzu kommen: Vernachlässigung der Lehre gegenüber der Forschung, Unsicherheit im Hinblick auf Didaktik, kein bzw. mangelhafter Beitrag zur Diskussion der die Zukunft der Menschheit berührenden Probleme. D.h.: da die Universitäten sich ihrer Identität nicht sicher sind, können sie als Institution und können ihre Lehrpersonen für Studierende nicht identitätsbildend wirken. Allenfalls

¹ Drever und Fröhlich, zit. nach Gottschalch, W.: Studienbeginn als Identitätskrise, in Wolchner, K.: Studentenleben, Hamburg 1980, S. 125.

² a.a.O. und Guggenberger, H.: Hochschulzugang und Studienwahl, Klagenfurt 1991, S.33 ff.

die Lehrpersonen, und zwar als Fachvertreter, sind in diesem Zusammenhang noch zu nennen.

2. Bleiben also das Fach, der Fachbereich/die Fakultät, die Lehrpersonen als Fachvertreter. Hier ist es so, daß die Erwartungen der Studierenden von den Fachvertretern in der Regel enttäuscht werden: keine bzw. zuwenig Beteiligung der Studierenden an der Forschung, keine Interdisziplinarität, keine Diskussion ethischer und wissenschaftsethischer Fragen, Ausklammern der Fragen des Überlebens der Menschheit, kein "Praxisbezug", keine Beschäftigung mit den Problemen der Gesellschaft etc.:

"Insgesamt erscheint den Studierenden weiterhin zuviel Betonung auf den Erwerb von Faktenwissen, bloße Arbeitsintensität und regelmäßige Leistungsnachweise gelegt zu werden. Dagegen sehen sie sich selten gefordert, zugrundeliegende Prinzipien zu verstehen oder eigene Interessenschwerpunkte zu entwickeln. Gar die Beteiligung an Diskussionen in Lehrveranstaltungen oder die Kritik an Lehrmeinungen wird ihnen selten oder gar nicht abverlangt. Noch weniger sind sie gefordert, sich für soziale und politische Fragen zu interessieren oder in fremden Fachgebieten Bescheid zu wissen. Kurzum: Anforderungen, die für ein tieferes und kritisches Verstehen wichtig sind, die als Voraussetzung von Bildungsprozessen gelten, sind nach dem Urteil der Studierenden im Kanon der Anforderungen allzu wenig vertreten."¹

Die Gründe sind vor allem: Sozialisation der Wissenschaftler, zunehmende Spezialisierung der Forschung, kaum Kontakte der Studierenden zu Lehrpersonen außerhalb der Lehrveranstaltungen.

Bereits die Studienanfänger erwarten mehrheitlich von den Professoren gar nicht, daß sie sich um Stärken und Schwächen, Probleme und Studienfortschritt der Studierenden kümmern. Von den drei, von den Studierenden immer als fast gleich wichtig genannten Studienmotiven (Fachinteresse, Berufsbezug bzw. -vorbereitung und Persönlichkeitsbildung) wird nur das erste einigermaßen erfüllt: Die Fachkompetenz der Lehrpersonen wird von den Studierenden sehr hoch eingeschätzt.

¹ Bargel, T.;Framhein, G.;Peisert, H.;Sandberger, J.-U.: Studienerfahrungen und studentische Orientierungen. Drei Erhebungen zur Studiensituation an Universitäten und Fachhochschulen in den Wintersemestern 1982/83, 1984/85 und 1986/87 (Bildung-Wissenschaft-Aktuell 4/89, hrsgg. v. Bundesminister für Bildung und Wissenschaft), Bonn 1989, S. 15.

3. Die **Konzentration auf das Fachliche** wird noch verstärkt durch die Orientierungslosigkeit bei der Studienfachwahl: "Die Studienwahlentscheidung erfolgt für wachsende Anteile der Erstimmatrikulierenden nicht gezielt und längerfristig geplant..., sondern zunehmend eher diffus und kurzfristig."¹ Der wichtigste "Fixpunkt" bei Studienbeginn ist das Fach, für das man sich schließlich entschieden hat. Und das bleibt im Laufe des Studiums offensichtlich auch so - andere Erwartungen werden, wie bereits ausgeführt, enttäuscht. Auf diese Weise kommen die Studierenden aus ihrem fachbezogenen Umfeld nicht heraus. D.h. sie werden "Fachidioten", die meisten, ohne es zu merken. Dies wird **verschärft** und bekommt eine neue Qualität dadurch, daß, von ersten Ansätzen abgesehen, **in der Universität** zwischen Lehrpersonen und Studierenden im Grunde **keine Kommunikation** über Lehre, Studienfach etc. stattfindet.

4. Identitätsbildung ist nicht möglich, wenn sich das Studium auf **Wissensansammlung** beschränkt und Theoriebildung und Auseinandersetzung mit Theorien des Faches nicht geleistet werden oder völlig zu kurz kommen. "Durch die Reduktion der Theoriebildung auf eine optimale Akkumulation von Wissensstoff und die Ausbildung eines begrenzten, zudem instrumentell restringierten Reflexionsvermögens werden passiv-repetitive Fähigkeiten künstlich hochgezüchtet, andere hingegen, wie affektiv-spontane z.B. planmäßig verkrüppelt."²

5. Selbst für die Befriedigung des bloßen Fachinteresses (Erwerb von Fachwissen und Methodenkenntnissen) muß die Universität keine zentrale Rolle spielen. Fachinteresse kann auch außerhalb der Universität befriedigt werden. Und dies geschieht auch zunehmend, da die Studierenden zunehmend enttäuscht sind von den **didaktischen Fähigkeiten** der Professoren, und da es genügend Fachliteratur gibt, aus der man lernen kann. D.h. auch in dem Bereich, durch den das Studium der meisten Studierenden faktisch bestimmt wird, Erwerb von Wissen und Kenntnissen, ist der Einfluß der Lehrpersonen, des Fachbereichs, auf die Identitätsbildung der Studierenden eher gering.

6. Daraus entsteht bei immer mehr Studierenden generell eine **Konsumentenhaltung gegenüber "der Universität"**, was im Grunde aber bedeutet: Konsumentenhaltung gegenüber dem Fachbereich, denn von der Universität

¹ Kellermann, P.: Anomie und Segmentierung. Aspekte des Wandels im Zugang zu den Hochschulen. In: Angewandte Sozialforschung 1/1985, S. 40.

² Kraushaar, W.: Gleichgültigkeit und Überidentifikation, in: Wolschner a.a.O., S. 168 f.

erwartet man ja ohnehin schon nichts mehr: Man geht hin und holt sich, was man braucht - Fachbereich und Universität als Dienstleistungsunternehmen: Man verhält sich wie in der Mensa, indem man das auswählt, was einem gefällt. "Dienstleistungsunternehmen" ist auch insofern der richtige Ausdruck, als es dort auch mit der Mitbestimmung nicht weit her ist.

7. Wenn man nun das Ganze in den Rahmen des "Studentenlebens" stellt¹: Studium gleich Wissenserwerb, wenige fachübergreifende Kontakte und daher wenige interdisziplinär geprägte Anregungen, Konkurrenzdenken, kaum Mitbestimmungsrechte, außerdem Übernahme voller Verantwortung in mehreren Bereichen außerhalb der Universität: Wohnung, Partner, Kinder, Job..., durch die Studierende nicht selten überfordert werden - dann wird deutlich: Das Studium als psychosoziales Moratorium, in dem man vor allem die Möglichkeit hat, verschiedene Rollen, die man in dieser Lebensphase wahrnehmen kann, auszuprobieren und einzuüben, gibt es nicht mehr. "Studentenleben" unterscheidet sich nur noch wenig von den Lebensverhältnissen erwerbstätiger Erwachsener.

8. Schließlich ist zu erwähnen, daß die Distanzierung von der Universität bei der kleinen Gruppe der (hochschul-)politisch interessierten Studierenden maßgeblich darauf zurückzuführen ist, daß sie für sich aufgrund einschlägiger Erfahrungen, "sehr wenige Handlungsmöglichkeiten und Erfolgsaussichten" sehen.²

¹ Vgl. Fuhrmann, E.: Auf der Suche nach dem Selbst. Beobachtungen aus einer Psychotherapeutischen Beratungsstelle für Studenten. In: Wolschner, a.a.O., S. 139 - 150.

² Krüger et al., a.a.O., S. 24.

2 Welche studentischen Reaktionsformen sind die Folge?¹

1) Das Studium wird pragmatisch als Vorstadium der Berufstätigkeit angesehen, eine Phase, die man mit möglichst wenig Reibungsverlusten durchlaufen will ("Arbeitnehmermentalität");

2) Wichtigstes Kriterium bei der Auswahl der Studieninhalte und Lehrveranstaltungen ist, was "Spaß macht" oder was "mich persönlich betrifft oder betroffen macht" - Schlüsselwort ist "Selbstbetroffenheit" ("Mobilisierung der Gefühle");

"Als Reaktion auf die im Studiensystem objektiv gesetzte Gleichgültigkeit tritt die Überidentifikation mit den unmittelbaren Erlebnisformen als dominierendes Element hervor. Es ist der Aufstand der Sinne gegen ein Studium ohne Sinn."²

3) Flucht in das Interesse am Wissen: In einer Art innerem Exil wird mit einem Minimum an Kontakten zu Universität und Kommilitonen und Kommilitoninnen studiert. Dadurch ist das Scheitern meist vorprogrammiert - je weniger Kontakte zu Kommilitoninnen und Kommilitonen, umso geringer die Möglichkeiten zur Diskussion der eigenen Probleme und zu gegenseitiger Hilfe ("Privatgelehrtenmentalität").

4) Das Leben findet außerhalb von Studium und Universität statt; eine besondere Form ist der "fließende Übergang" in das Beschäftigungssystem, der jahrelang dauern kann ("Absentismus").

"Allen (diesen) Varianten ist gemeinsam, daß sie keine qualitative Chance haben, die Einheit des Subjekts in der gegenwärtigen Universität zu retten. Wenn Synthesen möglich sind, dann entpuppen sie sich als Scheinsynthesen, oder aber sie kündigen sich außerhalb der Hochschule an."³

¹ Vgl. dazu Kraushar, W.: Gleichgültigkeit und Überidentifikation. In: Wolschner, a.a.O., S. 169 ff.

² Kraushaar, a.a.O., S. 171.

³ Kraushaar, a.a.O., S. 173.

3 Fazit und mögliche Strategien einer Aktivierung von Studierenden

"Universitäten werden in dem Maß und in dem Sinn zur 'Nebensache', indem sie wichtige persönlichkeitsentwickelnde Anteile des Studiums vernachlässigen zugunsten einseitig betriebener informationsvermittelnder Ausbildung - von der in vielen Fachbereichen mehr und mehr unklar ist, zu was sie auf dem Arbeitsmarkt taugt."¹

Der Grund dafür, daß das Studium nicht im Mittelpunkt des studentischen Lebens steht, liegt maßgeblich in der inneren Distanzierung der Studierenden, ihrer Entfremdung von der Universität. Was im Zeitbudget davon sichtbar wird, die Tatsache nämlich, daß außerhalb der Lehrveranstaltungen und der notwendigen Bibliotheks- und Mensa-Aufenthalte kaum Zeit in den Räumen der Universität verbracht wird und kaum hochschulbezogene Aktivitäten zu verzeichnen sind, dies ist nur ein Symptom für die Entfremdung von der Universität. Die Universitäten sind nicht der Ort, an dem die drängenden Probleme der Gesellschaft oder an dem sie **mit** der Gesellschaft diskutiert werden. Für die Studierenden scheiden die Lehrpersonen als Diskussionspartner in der Regel aus. Die Mehrzahl der Studierenden machen die Erfahrung, daß Lehre und Beratung für die meisten Lehrpersonen weniger wichtig sind als Aktivitäten in der Forschung, und daß sie sich aus der **öffentlichen** Diskussion gesellschaftlicher Probleme meistens heraushalten. Hinzu kommt der bekannte unbefriedigende Zustand der Lehre. Folglich gibt es für Studierende keine Anknüpfungspunkte. Weder Selbst-Reflexivität noch Reflexion der Probleme der Gesellschaft sind typisch für die Universität. Typisch ist dagegen instrumentell verkürztes Denken.

Wie sieht es nun **bei den Studierenden** aus?

Die studentischen Erwartungen an Studium und Universität² stehen im Zusammenhang mit einem **Wandel von Werten**, von Grundüberzeugungen also, der seit Ende der 60er Jahre zu verzeichnen ist. Auch bei Studierenden überwogen bis Ende der 60er Jahre die Pflicht- und Akzeptanzwerte, wie Stabilität, Sicherheit, Pflichterfüllung, Anpassungsbereitschaft, Ordnung, Bewahren der vorgefundenen politischen, wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse. Heute sind dagegen Selbstentfaltungswerte wesentlich stärker vertreten. Emanzipation, Unabhängigkeit, Selbstverwirklichung, Kreativität,

¹ Krüger, H.J.: Studierende und Universität. Daten und Interpretationen zu einem gestörten Verhältnis. In: Huber, L.; Wulf, M. (Hrsg.): Studium nur noch Nebensache? Freiburg 1989, S. 102 f.

² Zum folgenden vgl. Schindler, G.: Über die Unmöglichkeit, sich an der Universität wohlfühlen. In: Beiträge zur Hochschulforschung 2/1987, insb. S. 128 ff.

Wunsch nach Veränderungen in Richtung auf eine humanere Gesellschaft. Bei vorsichtiger Schätzung kann man davon ausgehen, daß ungefähr ein Viertel der Studierenden eine reine Selbstentfaltungsorientierung hat, und bei weiteren 35 bis 40% eine Mischung von Pflicht- und Akzeptanzwerten einerseits und Selbstentfaltungswerten andererseits vorliegt. Mit anderen Worten: bei knapp zwei Drittel der Studierenden sind Selbstentfaltungswerte in irgendeiner Form verankert.

Wichtig daran ist, daß daraus, wie bereits gesagt, Erwartungen an Studium und Universität resultieren, die nach Meinung der Mehrheit der Studierenden enttäuscht werden. Ebenso wichtig ist aber, daß von der Mehrheit der Studierenden die Selbstentfaltungswerte offensichtlich einseitig **individualistisch** "gehandhabt" werden, während die auf die Entwicklung einer humaneren Gesellschaft und gesellschaftliches Engagement ausgerichteten Wertspekte nicht handlungsrelevant werden bzw. an der Universität nicht handlungsrelevant werden können. Die **Einstellung der meisten Studierenden**, das Studium sei neben allen anderen Lebensbereichen halt nicht so wichtig, als daß man sich da übermäßig (hochschulpolitisch) engagieren müsse, die eigene Selbstverwirklichung finde ja ohnehin außerhalb der Universität statt - diese Einstellung macht natürlich die Kommunikation innerhalb der Universität schwierig, wenn nicht gar unmöglich. Die Heterogenität der Interessenlagen hat zunehmend individualistische Interessendeutungen zur Folge - und zwar nicht nur bei den Studierenden, sondern bei den Lehrpersonen ebenso. Der Präsident der Universität Oldenburg, Michael Daxner, hat die Situation überspitzt folgendermaßen ausgedrückt:

"Viele Studierende gehen mit der Hochschule so um wie das Volk im realen Sozialismus mit dem Volkseigentum. Und weil es die Lehrenden gerade genau so halten, kommt jene lustlose Mehrheitshaltung zustande, die dann der Öffentlichkeit in der Tat fragwürdig erscheinen läßt, warum sie sich für das Studium interessieren und es besser ausstatten soll."¹

Mein - sicherlich überspitztes - **Fazit**: Der kommunikativen und didaktischen Gleichgültigkeit vieler Hochschullehrer und Hochschullehrerinnen entspricht die kommunikative und studienorganisatorische Gleichgültigkeit der Mehrheit der Studierenden: Das unter den gegebenen unzureichenden, zum Teil katastrophalen Studienverhältnissen "Sich-Durchwursteln", begleitet von mehr oder weniger lauten Klagen, hat bei immer mehr Studierenden oberste Priorität, während Anstrengungen, etwas verändern zu wollen, nur in Ausnahmefällen unternommen werden.

¹ Daxner, M.: Vom sinnvollen Studium und wissenschaftlicher Lehre - die Hochschule als Verantwortungsgemeinschaft. In: Forum Loccum, 11. Jg., H. 2/1992, S. 2.

Ein **zentraler Punkt** ist hoffentlich deutlich geworden: Wenn sich die Studierenden an der Diskussion über die Situation an den Universitäten nicht beteiligen und ihre Studienerfahrungen in diese Diskussion nicht einbringen, dann werden Entscheidungen auf administrativer Ebene getroffen, dann wird möglicherweise die Studienstruktur verändert werden (berufsbezogenes Grundstudium von 8 bis 9 Semestern und darauf aufbauendes wissenschaftsbezogenes Studium), dann wird die Qualität der Lehre weiter abnehmen und die Unzufriedenheit der Studierenden mit der Lehre weiter zunehmen, dann werden sich die Lehrpersonen noch stärker auf die Forschung konzentrieren und die Lehre noch stärker als bisher "mit der linken Hand" machen. Und die Entscheidungskriterien bzw. Entwicklungsbedingungen werden von anderen, jedenfalls nicht von den Studierenden oder unter Mitarbeit der Studierenden definiert.

Ich komme zu den **Schlußfolgerungen**.

Zunächst eine ganz triviale aber notwendige Feststellung: Die Einstellung der Studierenden zu Studium und Leben außerhalb der Universität muß gerade angesichts der schwierigen Studienverhältnisse insofern überwunden werden, als die Studierenden Studium und Universität wieder als einen Bereich akzeptieren müssen, den sie verändern **wollen**.

Dazu einige Begründungen: Man sollte meinen, daß Hochschulpolitiker, wenn sie über die Probleme von Universität, Studium, Lehre und Studierenden reden, die Lage der Studierenden zur Kenntnis nehmen. Dies ist jedoch offenbar, wenn man die "Lösungsvorschläge" der letzten Zeit betrachtet, nicht der Fall. Die öffentliche Diskussion über Lehre und Studium ist ohnehin mehr durch die Ziele der Studienzeitverkürzung und Einführung von Studiengebühren als durch die Evaluation der Lehre geprägt. D.h. insgesamt gesehen wird erheblich mehr über Quantitäten als über die Qualität geredet.

Was bedeutet das? Das Kurieren an Symptomen (Verkürzung der Studiedauer) steht im Vordergrund. Die qualitativen Probleme, von denen die Rede war, und deren Ursachen stehen jedenfalls nicht im Mittelpunkt. Prof. Simon, bis Januar 1993 Vorsitzender des Wissenschaftsrates, kritisiert, daß die Kultus- und Wissenschaftsminister an einer Evaluation von Forschung und Lehre an den Institutionen in den alten Ländern nicht interessiert seien:

"Die machen es lieber so, daß sie die Universitäten am Maßstab der Wirtschaftlichkeit und des ökonomischen Profits messen lassen. Da braucht man kein Freund der Universitäten zu sein, um das undiskutabel zu finden."¹

¹ DUZ 24/1992, S. 17.

An **Themen**, die für Gegenwart und Zukunft von Hochschulen und Wissenschaft entscheidend sind und für die Studierende sich ebenso wie Lehrpersonen engagieren müssen, mangelt es nicht:

1. Es ist notwendig, daß Studierende und Lehrende über **Studienzeiten** nicht länger normativ diskutieren ("du sollst nicht länger als studieren" bzw. "warum darf ich nicht länger alsstudieren"), sondern als Ergebnis gemeinsamer Diskussionen festlegen, wie lang im jedem Studienfach (also nicht generell) ein Studium sein kann, damit es angesichts der zunehmenden Heterogenität der Studierenden im individuellen Fall sinnvoll ist und zu mehr als zur Anhäufung von Wissen führt.
2. Es ist notwendig, daß die Studierenden auf die **Flexibilisierung der Studienordnungen und -pläne** drängen, damit es möglich wird, daß die zunehmend unterschiedlichen Berufserfahrungen, Studienmotivationen und Lebenssituationen (z.B. Teilzeitstudium) in der individuellen Studienplanung berücksichtigt werden können.
3. Es ist notwendig, daß die Studierenden darauf drängen, daß die **Prüfungen eine studienberatende Funktion** bekommen und nicht nur die Selektionsfunktion im Mittelpunkt steht. Das bedeutet zugleich eine Reduzierung der Prüfungsteile und Teilprüfungen auf ein notwendiges Maß, d.h. auf ein Maß, das für eine sinnvolle begleitende Studienberatung erforderlich ist.
4. Es ist notwendig, daß sich Studierende und Lehrende über ihre Disziplin, deren Geschichte, deren Methoden und deren mittelbaren Einfluß auf Gesellschaft und Individuen klar werden. Gerade ein **Studium**, das gem. HRG auf Tätigkeitsbereiche vorbereiten soll, muß **mehr sein als Berufsvorbereitung**.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Götz Schindler
Bayerisches Staatsinstitut
für Hochschulforschung und Hochschulplanung
Arabellastraße 1

81925 München